

Ewig schwirrt das Holz

Das fünfte Musica-Viva-Konzert im Münchner Herkulessaal

Wer wissen will, wie es mit dem Fortschritt von Kunst beschaffen ist, muss sich überlegen wie viel Vergangenheit man benötigt, um Zukunft zu ermöglichen. Schließlich ist schon der Begriff Kunst, ganz egal, was man darunter versteht, ein historisches Phänomen. Rückgriffe sind daher unumgänglich, aber sie allein verschaffen der Kunst keine Zukunft – sie tendieren eher zu Epigonentum und Wiederholung, also zu unkünstlerischen Phänomenen. Die Frage ist also vielmehr, wie solche Rückgriffe vonstatten gehen, und wie reflektiert, spielerisch, radikal und respektlos ein Künstler damit umzugehen vermag.

Das 5. Musica-Viva-Konzert in Münchens Herkulessaal lieferte zu dieser Frage vier sehr verschieden Antworten. Während sich Johannes Schöllhorn in „Red and Blue“ für sechs Schlagzeuger zuletzt in zarteste Ekstase flüchtete und somit einem heute weit verbreiteten und schon leicht abgenutzten Zug zur klingenden Esoterik huldigte, zog sich Adriana Hölszky in ihrem Chorwerk „Gemälde eines Erschlagenen“ auf Archaik zurück. Indem sie das gleichnamige Gedicht des um drastische Effekte nicht verlegenen Jakob Michael Reinhold Lenz (1751 bis 1792) ähnlich behandelt wie die Mörder den Porträtierten, indem sie in die Psyche des Malträtierten schlüpft, der sein Aus-dem-Leben-geschlagen-Werden nur noch als Folge von grausamen Schreien und furchtbaren Klängen erlebt, schafft Hölszky eine frappante Übereinstimmung zwischen Textinhalt und musikalischer Gestik – ein kaum wiederholbarer Glücksfall.

Themen der Gewalt prägen häufig ihre Musik, und sie werden von Hölszky mitleidlos und ohne Sentimentalitäten beschrieben – aber auch ohne die Hoffnung, dass Gewalt je aus dem Leben der Menschen verschwinden könnte. Hölszky ist eine unbestechliche Realistin, auch wenn sie an der Unauslöschlichkeit von Gewalt leidet. Deshalb braucht sie eine Musiksprache, die diese Kontinuität über die Jahrhunderte hinweg betont, deshalb ist sie zuhause in einem zeitlos archaisierenden Balkan-Sound, der herbe Konturen zeichnet, der keine Metaphysik kennt, sondern nur überindividuelles Leid. Der auf 72 Sänger aufgestockte Chor des Bayerischen Rundfunks unter

Gustaf Sjökvist brummt und summt, lässt Indianergeheul wild ertönen, imitiert Schwirrhölzer und wird durch elektronische Raumbeschallung verstärkt zu einer Omnipräsenz, die beunruhigend Gewalt als Grundform menschlicher Existenz behauptet – ganz so, als sei dies alles nicht für die Zukunft, sondern für alle Ewigkeit geschaffen.

Der zweite Teil dieses von den Gattungen und Besetzungen her sehr abwechslungsreichen Abends schien das Unvereinbare kombinieren zu sollen. Einem Stück des amerikanischen Jungstars Cynthia Lee Wong wurde die verspätete Konzertsaal-Uraufführung der bekenntnishaft romantisch in die Moderne hinein-schnüffelnden Dritten Symphonie des genialen Pianisten Artur Schnabel (1882 bis 1951) entgegengestellt, die die BR-Sinfoniker unter Paul Zukofsky eher handfest routiniert spielten.

Cynthia Lee Wong, 22 Jahre alt, ist unbekümmert und ehrgeizig, ist gesittet frech und zum großen Erfolg entschlossen. Sie will nicht das Avantgardepublikum für sich gewinnen, sondern alle Klassik- und Musik-Begeisterten. Ihre „Three Portraits“, extra für dieses Konzert verfertigt, beginnen fast wie das „Aida“-Vorspiel. Flötentriller, Harfenton und dann ein Klagelaut, als wäre er direkt aus dem Bambus hervorgebrochen, virtuos und beiläufig. So wird Spannung aufgebaut in Richtung auf ein gefährliches Zentrum, das erschreckend wirkt. Die Musik zittert vor diesem Zentrum, von dem sie sich dennoch angezogen fühlt, und auf das die Weltgeschichte unaufhaltsam zuläuft.

Schamlos schön ist diese Musik, frei von allen Bedenken der alten Avantgardisten, ganz dem Moment hingegeben und sich hemmungslos bedienend bei Debussys „Syrinx“, Wagners Alter-Tristan-Weise, sich spöttisch verneigend vor Takemitsu, aber gelöster und deshalb ernsthafter als Tan Dun. Doch die Vorbilder bleiben ferne Erinnerung in diesem Spiel, das wieselnd wuselig der Gegenwart davonzulaufen scheint. Geschichte ist hier nur Anregung, Stoff, Material zu Eigenem, Zukünftigem, Neuem. Doch leicht kann es geschehen, dass diese Unbedarftheit nur noch das Altbekannte in einem neuen Gewand lächelnd präsentiert.

REINHARD J. BREMBECK